

Erschienen in: *Gestalttherapie: Zeitschrift der Deutschen Vereinigung für Gestalttherapie*, 18(2), 77 - 79.

Buchbesprechung: Stemberger, Gerhard (Hrsg.) Psychische Störungen im Ich-Welt-Verhältnis. Gestalttheorie und psychotherapeutische Krankheitslehre. Wien: Verlag Krammer, 2002, ISBN 3 901811 09 5

Ausgangspunkt dieses Sammelbands sind drei historische Aufsätze zur Gestalttheorie, die sich mit Aspekten der Psychopathologie auseinandersetzen. Sie wurden von Heinrich Schulte und Erwin Levy, zwei von Max Wertheimer beeinflussten Klinikern und Theoretikern verfasst. Damit diese noch immer aktuelle gestalttheoretische Krankheitslehre nicht länger in Gefahr schwebt, in Vergessenheit zu geraten, hat sich Herausgeber Gerhard Stemberger nicht nur zur Aufgabe gemacht, die drei Schriften gemeinsam mit Kommentierungen von Zeitgenossen zu publizieren, sondern er besorgte auch die Übersetzung von zwei Aufsätzen von dem aus Nazi-Deutschland vertriebenen Erwin Levy ins Deutsche.

Nach Stembergers Überblicksbeitrag folgen die drei frühen Arbeiten, die von Heinrich Schulte „Versuch einer Theorie der paranoischen Eigenbeziehung und Wahnbildung“ (1924), ein Beitrag, der vom Leser erobert werden will, dann „Ein Fall von Manie und seine sozialen Implikationen“ (1936) und „Einige Aspekte der schizophrenen formalen Denkstörung“ (1943), beide von Erwin Levy. Diese sind anregend und lebendig geschrieben. In jedem der drei Aufsätze findet der Leser ein nach gestalttheoretischen Prinzipien konfiguriertes Modell für die Auseinandersetzung mit einer bestimmten Psychopathologie *in dessen jeweiligen Kontext*.

Im gesamten Band wird der Zusammenhang des Einzelnen und seiner jeweiligen mitmenschlichen Gemeinschaft in bedeutsamer Weise jeweils hergestellt. Die Aufsätze erkunden das „Zueinander-Passen“ eines Menschen und seines Umfeldes nach den gestalttheoretischen Gesetzmäßigkeiten im Hinblick auf die Bedeutung für das menschliche Verhalten und Erleben. Das Individuum und seine Gemeinschaft werden im Ganz-Teilzusammenhang nach den Gesetzmäßigkeiten der „guten Gestalt“ betrachtet; deshalb wird ein bestimmtes Verhalten immer nur im Gesamtkontext verständlich und als gesund oder krank gesehen. Die drei historischen Aufsätze bieten dem Leser Kernideen und sind eher als Modelle anwendbar – es sind allerdings keine detaillierten Gebrauchsanweisungen oder vollendeten Theorien zu einer bestimmten Störung. Sie zeigen sowohl Vorgangsweisen wie Fragestellungen, die ein Therapeut an bestimmte Störungen in deren Kontext arbeiten lässt. Eine gestalttheoretische Krankheitslehre, die diese Bezeichnung verdient, müßte das Potential der Gestalttheorie im Sinne Wertheimers ausschöpfen, denn dessen prägnante Definition der Gestalttheorie lautet: „Es gibt Zusammenhänge, bei denen nicht, was im Ganzen geschieht, sich daraus herleitet, wie die einzelnen Stücke sind und sich zusammensetzen, sondern umgekehrt, wo – im prägnanten Fall – sich das, was an einem Teil dieses Ganzen geschieht, bestimmt von inneren Strukturgesetzen dieses seines Ganzen ... Gestalttheorie ist dieses, nicht mehr und nichts weniger“ (Wertheimer, 1925/1985, zitiert nach Stemberger, 2002, S. 11). Die Fragen nach der Wirksamkeit für die Praxis der Gestaltpsychotherapie müßten daher lauten: Was bietet uns die Anwendung des gestalttheoretischen Ansatzes bei psychopathologischem Verhalten und Erleben? Wie nützlich sind diese Modelle und fassen sie die Phänomene, für die sie geschaffen sind? Welche Bedeutung hat die gestalttheoretische Krankheitslehre für Gestalttherapeuten?

Einfache Antworten auf diese Frage habe ich nicht. Ich bin allerdings der Meinung, dass die Auseinandersetzung mit diesem Ansatz und der Theorie des produktiven Denkens über psychopathologische Fragestellungen sich nicht nur für praktizierende Gestalttherapeuten

lohnt. Der gestalttheoretische Ansatz bietet eine Lehre der Psychopathologie, die nicht vom medizinischen Modell abgeleitet ist. Es ist eine Krankheitslehre, in welchem dem größeren Zusammenhang von Vordergrund und Hintergrund - eben von Bedeutung - einen wesentlichen Platz zugewiesen wird. Nicht der isolierte Mensch, sondern der Mensch in seinem jeweiligen Kontext ist der Fokus. Es ist vor allem eine interpersonelle Krankheitslehre, die unterstreicht, dass der Mensch nur in Beziehung zu seinen Mitmenschen erfasst werden kann und stellt daher einen wichtiger Schritt weg vom intrapsychischen Modell dar. Dazu E. Levy: "Der Mensch ist nicht nur Einzelperson, sondern auch Wir-Wesen" (S. 81), und M. Ruh spricht von "Wir-intendierende[n] Situationen" (S. 92).

Das gestalttheoretische Herangehen an psychopathologische Fragestellungen zeigt, dass krankes und gesundes Erleben und Verhalten sich nicht grundsätzlich voneinander unterscheiden, sondern den gleichen Gesetzmäßigkeiten unterliegen. Dieser ganzheitliche Ansatz verlangt auch, dass gestörtes Verhalten, das den Erfordernissen der Situation nicht zu entsprechen vermag, immer als Teil einer größeren Ganzheit betrachtet werden muss. Störungen werden deshalb im größeren Kontext anhand einer phänomenologischen-beziehungstheoretischen Betrachtungsweise verständlicher. Das gestalttheoretische Menschenbild beschreibt ein Individuum als offenes dynamisches System, das Gleichgewichtszuständen anstrebt, herstellt, beizubehalten versucht und, wenn die Feldbedingungen sich verändern, wieder gewinnen kann. Der Mensch ist in der Lage, mit krassen Veränderungen in seinen Lebensbedingungen durch Neuorganisation und Umstrukturierung seiner Persönlichkeit umzugehen.

A. Luchins erinnert an "Wertheimers Anspruch, dass die Aufgabe des Therapeuten nicht nur in Diagnostizieren und Theorienbildung über den Patienten besteht, sondern vor allem darin, ihm zu helfen. Es handelt sich um eine Situation der Problemlösung sowohl für den Patienten als auch für den Therapeuten, bei der es darum geht, mit sozialer Unterstützung Rahmenbedingungen für Lernprozesse zu schaffen. Es geht darum, den Fokus des Patienten zu verändern und ihm dabei zu helfen, seine Konzeption von sozialen Beziehungen neu durch Rollenspiel, Psychodrama und Aktionsforschung in seinem alltäglichen Leben zu zentrieren. Das Ziel ist, dem Patienten bei der Neustrukturierung seiner phänomenalen Welt zu helfen, eine lebbare Welt zu entwickeln, die mit der sozialen Realität vereinbar ist" (S. 135-6).

Den drei Aufsätzen schließt sich eine Vielfalt von Kommentaren zu den Wertheimer-Schulte-Thesen von Theoretikern aus den Vereinigten Staaten, Deutschland und Österreich an. Unter anderem von A. Luchins, Tholey, und Ruh. Manche Autoren unterstützen die Wertheimer-Schulte-Thesen, andere wiederum bieten kritische Widerlegungen. Insgesamt stellt das Buch eine stimulierende, qualifizierte, aufeinanderbezogene Auseinandersetzung mit der Materie dar. Abschließend bietet das Buch Kurzbiographien und Bibliographien zu Schulte und Levy, damit - im Sinne vom Ganz-Teilzusammenhang - der Leser die facettenreichen Hintergründe der zwei Figuren besser erfassen kann und die Schwarzweißbilder der gedruckten Sprache etwas mehr von der Farbe dieser beiden faszinierenden Menschen annehmen mögen.

Es ist der große Verdienst des Herausgebers, die frühen Werke von deutschen Gestaltpsychologen mit kritischen Kommentaren, die größtenteils in anderen Publikationen bereits erschienen sind, zu einem deutschsprachigen Gesamtwerk zu vereinigen. Bei der Lektüre bin ich gelegentlich in Gedanken abgedriftet und habe ich mich um dreißig Jahre zurückversetzt gefühlt. Ich war wieder in den Vorlesungen von Mary Henle in New Yorks New School for Social Research, und ich hörte vergnügt ihr Plädoyer für die Gestalttheorie.

Nancy Amendt-Lyon